evangel | magazin für missionarische pastoral 1| 2026

Im Zeichen neuer Herausforderungen

Bundeskongress Notfallseelsorge und Krisenintervention



Dr. Martin Hochholzer ist Referent für Evangelisierung und Charismenorientierung/Diakonische Pastoral in der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

„Alles bleibt anders. Resilienzen neu denken“: eine herausfordernde Überschrift für den 21. Bundeskongress Notfallseelsorge und Krisenintervention! Es sollen hier nicht die einzelnen Beiträge vorgestellt werden, aber einige Impulse, die für pastorale und kirchliche Akteur:innen *generell* relevant sein könnten, herausgearbeitet werden.

Der Kongress vom 17. bis 19. Juni 2026 im Erfurter Augustinerkloster richtete sich freilich zuerst einmal an einschlägige Fachkreise – über dreihundert Personen informierten sich, diskutierten, vernetzten sich und feierten gemeinsam Gottesdienst. Deutlich wurde: Notfallseelsorge ist nach wie vor ein wichtiges und geschätztes kirchliches Angebot, das aber heute ohne Ehrenamtliche nicht mehr denkbar wäre und das mit verschiedenen anderen (religiösen wie säkularen) Organisationen der psychosozialen Notfallversorgung (PSNV) und der Krisenintervention gemeinsam agiert – in unterschiedlichsten Konstellationen. Gemeinsames Anliegen ist es, Menschen in akut belastenden Situationen beizustehen, sie psychisch zu stabilisieren und Traumatisierungen zu verhindern oder zumindest zu begrenzen.

Hier stellen sich zwei Fragen: Was bietet Notfall*seelsorge* mehr als sonstige PSNV – und welche Wirksamkeit haben diese Hilfsangebote? Wie Vorträge auf dem Kongress beleuchteten, ist es zwar nicht unmöglich, aber doch schwierig, der Wirkung von PSNV mit wissenschaftlichen Standards nachzugehen – die Arbeit findet nicht unter Laborbedingungen statt und seelische Belastungen werden durch verschiedene Faktoren beeinflusst und bearbeitet: durch die Interventionen der PSNV, durch gute soziale Beziehungen, durch personeninterne Ressourcen … Auch zur Wirksamkeit von Seelsorge gibt es nur in begrenztem Maße Forschung.

Dass aber verstärkt nach Wirksamkeit gefragt wird, hat verschiedene Hintergründe. Zum einen geht es darum, den Betroffenen wirklich zu helfen – es reicht nicht, dass Einsatzkräfte oder Seelsorgende das *Gefühl* haben, sie hätten geholfen. Zudem gilt es, verschiedene Zielgruppen differenzierter in den Blick zu nehmen: Die Arbeit mit Kindern nach einem Suizid in der Familie ist anders als mit erwachsenen Terroropfern und wieder anders mit Menschengruppen, die anhaltenden Belastungen durch Naturkatastrophen oder Krieg ausgesetzt sind. Zum anderen erwarten auch Auftraggeber und finanzierende Stellen Rechenschaft – gerade, wenn es mehrere Anbieter gibt (auch wenn der Wert von PSNV-Maßnahmen grundsätzlich außer Frage steht).

Eine damit verbundene Frage ist, was Glaube, Theologie und eine spezifisch kirchlich-seelsorgliche Ausbildung zu bieten haben. In der Tat unterscheidet sich die Arbeit von kirchlich getragener Notfallseelsorge in vielen Fällen nicht oder kaum von der PSNV durch Hilfsorganisationen – und in einer säkularisierten Gesellschaft haben viele Betroffene auch keine religiösen Affinitäten. Und doch bietet Religion viele Deutungs- und Resilienzressourcen, die auch glaubensfernen Menschen zugutekommen können – und die auch Notfallseelsorger:innen selbst zu tragen vermögen. Hier ist kirchlicherseits ein demütiges Selbstbewusstsein verlangt, das auch den Kongress prägte: Er führte religiöse wie nichtreligiöse Menschen zusammen und war doch wie selbstverständlich geerdet durch christliche Akzente wie geistliche Impulse oder den ökumenischen Gottesdienst; Beiträge aus Psychologie und Medizin standen neben theologischen Vorträgen; staatliche und kirchliche Akteur:innen gestalteten gemeinsam Workshops. Eindrücklich waren persönliche Einblicke, wie Notfallseelsorgende die auch für sie oft belastenden Bilder aus den Einsätzen (auch) religiös einordnen und bearbeiten.

Kann man sich durch solche Belastungen weiterentwickeln? „Posttraumatisches Wachstum“ fiel als Stichwort an verschiedenen Stellen auf dem Kongress. Es ist nicht so unwahrscheinlich, zumindest einmal im Leben mit einem (potentiell) traumatisierenden Erlebnis konfrontiert zu werden. Hierin lässt sich ein nicht nur theologischer Erkenntnisort sehen: Das Leben lässt sich nicht völlig absichern. Das gilt es zu akzeptieren – und es braucht Resilienz. Dass dazu in unserer Gesellschaft Klärungs- und Lernprozesse nötig sind, zeigt sich auch in der Praxis der Notfallseelsorge: Wie soll eine Leitstelle damit umgehen, wenn PSNV angefordert wird, weil der Großvater nicht mehr aus dem Mittagsschlaf erwacht ist: eine durchaus traurige Situation, die aber eigentlich nicht völlig überraschen und nicht ernsthaft traumatisieren sollte? Eine Allzuständigkeit von PSNV und anderen Diensten für alle möglichen Kontingenzen des Lebens ist nicht leistbar – möglichen heutigen Erwartungshaltungen zum Trotz.

Entsprechend nahm das Thema Resilienz auf dem Kongress breiten Raum ein. Ja, man kann durch Krisen und auch in der Verarbeitung von Traumata innerlich wachsen. Allerdings sollte Resilienz nicht nur individuell gesehen werden. Vielmehr verweist die konstante Krisenlage der letzten Jahre (Corona, Kriege, Rechtspopulismus und -extremismus, Klimawandel, demographischer Wandel …) auf die Notwendigkeit, Gemeinwesen und ganze Gesellschaften grundsätzlich resilienter aufzustellen. Beim Kongress präsentierte z. B. eine israelische Organisation ihr Konzept zur Stärkung der Resilienz von Communitys. Aufbrüche, die in eine ähnliche Richtung gehen, sind etwa Community Organizing und Caring Communitys. Überall dort sind auch die Kirchen (und andere Religionsgemeinschaften) gefragt, die viele soziale Ressourcen (diakonische Einrichtungen, bestehende Netzwerke …) mitbringen.

Christlicher Glaube, Theologie und Kirche haben aber auch ihre Erfahrungen und Kompetenzen, was den Umgang mit den Kontingenzen des Lebens und deren Deutung betrifft. Diese Fähigkeiten sind durch die weiterhin zunehmende Entkirchlichung geschwächt, aber nicht obsolet geworden. Sie weiterhin in die Gesellschaft einzubringen, ist bleibende Aufgabe – und geschieht ganz praktisch in diakonischen Seelsorgefeldern. Kirche geht hier ihrem ureigenen Auftrag nach und lässt sich nicht für Anliegen staatlicher Akteure verzwecken. Dennoch treffen sich hier gemeinsame Sorgen und Interessen.

Während aber das Stichwort „gesellschaftlicher Zusammenhalt“ im öffentlichen Diskurs sehr präsent ist, ging es beim Kongress etwas „handfester“ um Krisenfestigkeit. Aus praktischer Erfahrung weiß Notfallseelsorge sehr gut, wie anhaltend große Naturkatastrophen (man denke an die Ahrtalflut) Menschen belasten können. Das gilt eher noch mehr bei militärischen Lagen, selbst wenn Deutschland nicht unmittelbar Kriegsgebiet wäre. Für beides – militärische wie nicht-militärische Szenarien – bietet das in den letzten Jahren erarbeitete „Ökumenische Rahmenkonzept Seelsorge und Akutintervention im Spannungs-, Bündnis- und Verteidigungsfall“ Anregung, sich auf verschiedenen kirchlichen Ebenen mit der eigenen Krisenfestigkeit auseinanderzusetzen; auch dazu gab es auf dem Kongress Veranstaltungen. Spürbar ist, wie das Thema Bevölkerungsschutz einen neuen Ernst gewonnen hat angesichts diverser Bedrohungslagen. Mit der Notfallseelsorge hat Kirche hier einen wichtigen Kontakt zu staatlichen Strukturen, allen voran das Bundesamt für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe (BBK), das auf dem Kongress ebenfalls präsent war.

Insgesamt spiegelte der Bundeskongress also aktuelle Aufgaben (auch) für die Kirchen, die nicht nur die Notfallseelsorge betreffen:

- das nüchterne Wahrnehmen neuer Herausforderungen, auch wenn man – wie bei militärischen Bedrohungslagen – lieber nicht daran denken möchte
- die Sorge um die Resilienz bei Einzelnen und in der Gesellschaft – im Zusammenwirken mit nichtkirchlichen Partnern
- die Begleitung von Menschen und Menschengruppen, die Beistand brauchen – und die beständige Reflexion darüber, was diese wirklich brauchen, was diese wirklich wachsen lässt
- die Neujustierung eigener Strukturen angesichts sich wandelnder Rahmenbedingungen, endlicher personeller Möglichkeiten und neuer Player auf dem Feld
- und das Einbringen – mit demütigem Selbstbewusstsein – der eigenen spirituellen Traditionen und Ressourcen in Kontexte, wo neue Orientierung gesucht wird